

» Die ganze Sache mit den reichen Juden ist riesengroßer Bullshit, eine Verschwörungstheorie zwischen mittelalterlichem Aberglauben und überprojizierten Hinterzimmerfantasien. Die Klischees der gierigen oder sonst wie unanständigen Juden sind so platt wie Ostfriesenwitze. Sie sind jedoch weniger lustig, weil den Ostfriesen aufgrund der schlechten Witze über sie keine Gewalt angetan wird. « Oliver Polak

Schwerpunktthema ab Seite 7

Antisemitismus

Interview Seite 17

Hate-Speech

Reportage Seite 4

Selam & Shalom



Jetzt den Newsletter des Sara Nussbaum Zentrums abonnieren!

Tragen Sie sich unter folgendem Link ein und wir halten Sie ab sofort über Veranstaltungen, Projekte und Ausstellungen auf dem Laufenden: www.sara-nussbaum-zentrum.de



Gewinnspiel Fotobuch »Mit dem Herzen sehen«

Unter allen Interessierten, die sich bis zum 31. Januar 2019 in den Newsletter eintragen, verlosen wir das Buch »Mit dem Herzen sehen. Menschen in der Pflege« mit Fotos des Kasseler Fotografen Viktor Zvarun (Euregio Verlag, 12,90 Euro). Sie können auch ohne Newsletter-eintragung teilnehmen, indem Sie bis zum 31. Januar 2019 eine E-Mail mit dem Betreff »Gewinnspiel« an info@sara-nussbaum-zentrum.de senden. Viel Glück!

Impressum

Sara Nussbaum Zentrum für Jüdisches Leben
Jüdisches Leben Kassel gGmbH
Ludwig-Mond-Straße 127, 34121 Kassel
Telefon 0561 93728281
redaktion@haskala-online.de
www.sara-nussbaum-zentrum.de

V.i.S.d.P.: Ilana Katz, Geschäftsführerin
Redaktion: Christian Gruber, Alexander Katz,
Elena Padva, Martin Sehmisch (Leitung)

Copyright: Sara Nussbaum Zentrum Kassel, Dezember 2018

Gefördert im Rahmen des Landesprogramms »Hessen – aktiv für Demokratie und gegen Extremismus« des Hessischen Ministeriums des Innern und für Sport (HMdIS). Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung des HMdIS dar. Für inhaltliche Aussagen trägt der Autor/die Autorin bzw. tragen die Autoren/die Autorinnen die Verantwortung.



Gefördert im Rahmen des Landesprogramms



Einladung zum Perspektivwechsel

Die *haskala* soll jüdische Perspektiven in die Öffentlichkeit tragen und mit gesellschaftlichen Debatten verzahnen, sagt die Geschäftsführerin des Sara Nussbaum Zentrums, Ilana Katz.

»Wir glauben daran, dass wir durch Wissensvermittlung, Perspektivwechsel und Herzensbildung Menschen erreichen können.«



FOTO: JÖRG LANTELME

Liebe Leserin, lieber Leser,

seit dem Sommer 2015 ist das Sara Nussbaum Zentrum ein jüdischer Ort, an dem alle Menschen willkommen sind. Wir genießen gemeinsam Kunst und Kultur, wir organisieren für unsere Besucherinnen und Besucher Ausstellungen und Bildungsprogramme – und natürlich zeigen wir dabei jüdische Perspektiven auf.

Schon bei der Gründung des Zentrums durch meine Familie und mich spielte der erstarkende Antisemitismus in Deutschland eine Rolle. Wir konnten das Thema nicht ignorieren. Etwas zaghaft haben wir versucht, die lokale Gesellschaft davon zu überzeugen, dass es tatsächlich ein ernsthaftes Problem mit Juden Hass gibt. Mittlerweile geht das Thema durch alle Medien. Das ist gut, denn jeder, der es wissen möchte, kann es nun wissen.

Das Sara Nussbaum Zentrum als einen Ort zu etablieren, an dem Jüdinnen und Juden frei sind, an dem sie ihre Sorgen und Interessen artikulieren können, ohne sich zu fürchten – das ist mir sehr wichtig. Zugleich sind wir nicht verschlossen, wir verstecken uns nicht vor Kritik. Wir sind da!

Immer mehr Menschen nehmen unser Angebot, Fragen zu stellen und in den Dialog mit mir und meinem Team zu treten, wahr. Zunehmend vernetzt sind wir zudem mit anderen Akteuren der Zivilgesellschaft. Dazu soll nun auch die erste Probeausgabe der *haskala* dienen, die Sie in den Händen halten oder auf dem Bildschirm lesen.

»Haskala« ist Hebräisch und heißt Bildung und Aufklärung. Wir im Sara Nussbaum Zentrum glauben daran, dass wir durch Wissensvermittlung, Perspektivwechsel und Herzensbildung Menschen erreichen können. Nicht die harten Antisemiten. Nicht die verbohrt Israelhasser. Aber viele von denen, die – wie wir – die Vorzüge einer freiheitlichen Demokratie schätzen. Insofern hoffe ich, dass unsere *haskala* künftig etwas beitragen kann zu wichtigen gesellschaftlichen Debatten und dass sie interessante Aspekte unserer Arbeit sichtbar macht.

Herzliche Grüße,

Ilana Katz

Geschäftsführerin Sara Nussbaum Zentrum

katz@sara-nussbaum-zentrum.de

Wenn wir gehen, sind wir Menschen

Der Schüler-Workshop »Selam & Shalom« bringt junge Menschen mit Musik zum Nachdenken über Identität und Menschlichkeit. Dabei führt der Weg über Irritationen.

von Joachim F. Tornau



Attila Günaydin und Elena Padva sind als »Selam & Shalom« in Schulklassen und Kulturzentren unterwegs.

Identität ist am einfachsten über Abgrenzung zu haben. Weil es meist gar nicht so leicht zu sagen ist, wer man denn wohl sei, erklärt man lieber, was man auf keinen Fall sein will. Attila Günaydin weiß das, er hat es früher auch so gemacht. Der Mann, der seine Finger elegant über Hals und Saiten einer Baglama fliegen lässt, einer türkischen Langhalslaute, hat als Jugendlicher Schlagzeug ge-

lernt. »Aus Trotz«, sagt er. Denn mit der Baglama, die er seit Kindesbeinen spielen musste, wollte er nichts mehr zu tun haben. Sie war das Instrument seines Vaters.

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass der in Nordhessen geborene Sohn türkischer Einwanderer seine Baglama-Künste heute auch dafür

nutzt, bei jungen Menschen ein Nachdenken über Identität und Abgrenzung anzustoßen. Seit gut zwei Jahren bietet er zusammen mit Elena Padva, Leiterin des Sara Nussbaum Zentrums Kassel, interkulturelle musikalische Workshops an, die ganz selbstverständlich zusammenbringen, was nur scheinbar unvereinbar ist. Schon der Titel zeigt es an: »Selam & Shalom«, das sind Begrüßungen auf Arabisch und Hebräisch. Und klingt doch, als sei es füreinander gemacht.

»Musik muss einen Sinn haben, etwas bezwecken«, findet Günaydin. Rund 50 Schulklassen und Jugendgruppen haben Elena Padva und er bereits besucht – und mit ihnen eine Erfahrung geteilt, die sie selbst erst vor wenigen Jahren gemacht haben. Als sie sich 2016 kennenlernten und erstmals ausprobierten, gemeinsam Musik zu machen, war Padva noch skeptisch: »Ich konnte mir nicht vorstellen, dass das zusammen funktionieren kann.« Zu unterschiedlich ihre musikalischen Traditionen, zu verschieden die Harmonien von türkischen und jüdischen Liedern, dachte Padva.

Doch dann begannen sie zu spielen, er auf der Baglama, sie auf der Gitarre. Und wunderten sich immer wieder, dass sie die gleichen Melodien kannten. Dass das, was sie bis dahin für den eigenen Traditionsbestand gehalten hatten, anderswo genauso heimisch ist. »Man könnte denken, man kommt aus verschiedenen Welten«, sagt Padva, die aus Kiew stammt und seit mehr als 25 Jahren in Deutschland lebt. »Aber eigentlich stimmt das nicht.« Und das erleben auch die Kinder und Jugendlichen in den Workshops: Da singt Elena Padva ein jüdisches Lied – und in der Klasse bricht Verwirrung aus. Das ist doch ein türkisches Lied! Nein, ein kurdisches Lied! Nein, ein armenisches Lied! Eine Verwirrung, die noch größer wird, wenn Attila Günaydin in den Gesang einstimmt. Ein Muslim, der nicht nur mit einer Jüdin zusammen auftritt, sondern auch noch Jiddisch singt? Ist das möglich?

»Man sieht in den Augen der Schüler, dass ein Prozess in Gang gesetzt wird«, erzählt Padva. Die-

se Verwirrung ist Türöffner. Für ein gemeinsames Musikmachen mit Perkussionsinstrumenten, bei dem gezielt die Kinder und Jugendlichen zusammengesetzt werden, die sich am stärksten voneinander abzugrenzen scheinen. Aber vor allem auch: für ein offenes Gespräch, in dem alles gefragt werden kann.

»Wir stehen Rede und Antwort«, sagt Günaydin. Das beginnt bei der doppelten Herausforderung, die ihrer beider Religion für manche muslimischen Jugendlichen bedeutet: Er ist Alevit, sie Jüdin, beides gilt strenggläubigen Muslimen als gottlos. Und das reicht bis zu antisemitischen Verschwörungstheorien, die es zu erschüttern gilt. »Die jungen Menschen sind auf der Suche nach Identität«, sagt Padva. »Wir wollen ihnen vermitteln: Das ist völlig okay. Aber du kannst mehreres sein, du musst dich nicht in eine Schublade

stecken.« Und so klettern während der rund 90 Workshop-Minuten auch Elena Padva und Attila Günaydin selbst aus den Schubladen, in die sie bei ihrer Ankunft noch gesteckt worden waren: »Wenn wir kommen, sind wir für die Schüler eine Jüdin und ein Alevit«, sagen sie. »Wenn wir gehen, sind wir Menschen.«

Ein Muslim, der nicht nur mit einer Jüdin zusammen auftritt, sondern auch noch Jiddisch singt? Ist das möglich?

Musikalischen Workshop buchen

Elena Padva und Attila Günaydin können für Workshops gebucht werden. Bitte wenden Sie sich mit Ihrem Wunsch an:

Sara Nussbaum Zentrum für Jüdisches Leben
Ludwig-Mond-Straße 127
34121 Kassel
Telefon 0561 93728281
info@sara-nussbaum-zentrum.de



FOTO: MARTIN SEHMISCH

Zum Gebet getragen – bis zuletzt

Serie: Besondere Exponate aus dem Sara Nussbaum Zentrum (1)

Zwei kleine schwarze Kästen mit goldenen hebräischen Schriftzeichen, umspielt von Lederriemen. Im Inneren befinden sich gerollte Zettel mit handgeschriebener hebräischer Aufschrift. Was kann das wohl sein? Die Exemplare, die im Sara Nuss-

baum Zentrum in einer Vitrine liegen, wurden Zeit seines Lebens von Solomon Perlemuter getragen – und zwar für jüdische rituelle Gebete. Box, Riemen und Schriftrolle heißen zusammen »Tefillin«, Gebetsriemen. Sie werden von religiösen jüdischen Männern an Werktagen beim Morgengebet um den Arm, die Hand und die Finger gewickelt, der Kopf-Teil wird über der Stirn getragen. Das Anlegen von Tefillin dient als Mahnung, Gottes Gebote zu beachten. Die kleinen handgeschriebenen Pergamentrollen enthalten Texte aus der Tora.



FOTO: YURY DRUZHKEVICH

Solomon Perlemuter beim Gebet in der Synagoge Kassel

Solomon Perlemuter (Shlomo Meir) wurde 1919 in Konko in Polen geboren und lebte seit 1999 in Kassel. Er gehörte bis zu seinem Tod im Jahr 2017 zu den ältesten Mitgliedern der örtlichen Jüdischen Gemeinde. Er ist der einzige Mensch aus seiner großen Familie, der die Schoa überlebt hatte. *ep/ms*

Judenhass: Er ist wieder da

Liebe Leserinnen und Leser,

unsere Themenseiten widmen sich einem für die jüdische Gemeinschaft drängenden Thema: dem zunehmenden Antisemitismus. Zwar ist er offiziell verpöht. Dennoch berichten Jüdinnen und Juden von immer dreister auftretendem Antisemitismus im Alltag. Etwa im Sport (Seite 8) oder im Kulturbereich (Seite 11). Häufiges Einfallstor sind antisemitische Aussagen über den Staat Israel.

Zugleich ist das Thema mittlerweile durch zahlreiche Medienberichte in aller Munde. Das ändert bloß zunächst nicht viel am Alltag von Jüdinnen und Juden. Der Publizist Michel Friedman sagte bei einer Rede in der Neuen Synagoge Darmstadt jüngst, er sei nicht mehr bereit, von »Antisemitismus« zu sprechen. Das Wort sei »so gemütlich und abstrakt weit weg«. Das angemessene Wort sei »Judenhass«, sagte er. Die jüdische Gemeinschaft sei die einzige, die Polizeischutz benötige. »Ich kenne keine Kirche in Deutschland, die Polizeischutz braucht!«

Friedman machte klar, und das ist ein ganz wichtiger Punkt: Das Gegenteil von Judenhass ist nicht eine überbordende Liebe für die Juden, sondern eine Liebe zu Freiheit und Demokratie. Mögen unsere Beiträge Sie, liebe Leserinnen und Leser, dabei unterstützen, sich in diesem Sinne selbst aktiv zu positionieren. Jeden Tag.



Martin Sehmisch
Redaktionsleiter *haskala*
ms@sara-nussbaum-zentrum.de



FOTO: ROBERT PITOCHA

Makkabi: Jüdischer Sportverein berichtet von Anfeindungen

Der Präsident des jüdischen Sportvereins MAKKABI Deutschland, Alon Meyer, über Antisemitismus im hessischen Sport.

Es kommt immer wieder zu antisemitischen Vorfällen, wenn Makkabi Frankfurt spielt. Wie massiv ist das Problem für den jüdischen Sportverein?
Wir haben in Frankfurt 23 Fußballmannschaften und 12 Basketballteams, die jedes Wochenende an Ligaspielen teilnehmen. Fast an jedem zweiten dieser Wochenenden gibt es antisemitische Vorfälle. Es gibt dann antisemitische Beleidigungen gegen uns, aber auch gegen die Schiedsrichter. Gesagt werden Sachen wie »Euch hat man vergessen zu vergasen« oder »Scheiß Schiri, zieh Dein Judentrikot aus«. Es gibt auch Sprüche mit positivem Bezug auf Adolf Hitler. Selten, ungefähr zwei bis vier Mal pro Saison, gibt es auch körperliche Angriffe.

Sie haben in einem Radiointerview gesagt, dass es häufig gegnerische Spieler mit arabischem Migrationshintergrund sind, die sich judenfeindlich verhalten. Gibt es da eine besondere Problemlage?
Ganz sicher gibt es die. Es ist schon seit mehr als 15 Jahren so, dass in den westlichen Großstädten, in denen Makkabi-Ortsvereine existieren, die Übergriffe nahezu ausschließlich von Gegnern mit muslimischem und arabischem Hintergrund ausgehen. Vor allem, wenn es im Nahen Osten militärisch eskaliert, werden wir als jüdischer Verein in die Gesamthaftung für Israel genommen und sind dann besonders betroffen von solchen Übergriffen.

Bekommen sie von den Sportverbänden genug Unterstützung, wenn sowas passiert?

Im Vorfeld bekommen wir bisher gar keine Unterstützung für unsere Arbeit seitens der Sportverbände. Wenn ein konkreter Vorfall passiert, reagieren die Verbände seit kurzer Zeit allerdings etwas sensibler. Sie haben wohl verstanden, dass diese Fälle ernst genommen werden müssen.

Was muss passieren, damit Makkabi einen Spielalltag bekommt, der von Sportlichkeit und Normalität geprägt ist und nicht von Hass-Attacken?
Wir haben uns abgewöhnt, darauf zu warten, dass andere agieren, und kümmern uns selbst darum.

Wir gehen bei problematischen Spielen bereits im Vorfeld auf die Gegner zu und thematisieren unsere begründeten Befürchtungen. Das hatte spürbar positive Auswirkungen. Leider hat sich die Situation aber insgesamt seit dem

Jahr 2015 etwas verschlechtert und wir müssen deutlich häufiger als zuvor präventive Maßnahmen ergreifen. Wir sehen es als unseren Beitrag, mit Hilfe des Sports Begegnungen zu schaffen, um Stereotype und Vorurteile abzubauen und Demokratie zu stärken.

Bei Makkabi spielen viele Jugendliche. Wie reagieren die auf antisemitische Angriffe?

Einige wenige resignieren und treten aus dem Verein aus, weil sie eben keine Lust mehr haben auf diese unsäglichen antisemitischen Anfeindungen. In den meisten Fällen bekräftigen die Übergriffe unsere Jugendlichen aber, erst recht weiterzumachen.

»Wir haben uns abgewöhnt, darauf zu warten, dass andere agieren, und kümmern uns selbst darum.«

ALON MEYER, PRÄSIDENT MAKKABI DEUTSCHLAND

Bei Makkabi spielen auch muslimische Jugendliche als Vereinsmitglieder mit. Auch sie werden antisemitisch beschimpft. Wie reagieren diese muslimischen Makkabi-Spieler darauf?

In der Tat gibt es bei Makkabi auch muslimische Mitglieder, die in die Gesamthaftung genommen und beleidigt werden. Und natürlich wissen die Gegner nicht, wen genau sie im Einzelfall attackieren, und sind dann auch schon mal sehr verwundert, dass sie gerade einen muslimischen Glaubensbruder beschimpft haben. Bei beiden Parteien lösen solche Situationen blankes Entsetzen aus und die Erkenntnis, dass der Mensch unter dem Trikot entscheidend ist und eben nicht das Trikot! Es ist vielleicht ein gutes Zeichen, dass unsere muslimischen Mitglieder immer

mehr werden. Sie wollen sich bei Makkabi für ein sportliches Zusammenleben einsetzen und Überzeugungsarbeit mit Hilfe des Sports leisten. Ich denke, das ist eine ziemlich gute Antwort auf den Hass, dem wir leider ausgesetzt sind. *ms*

MAKKABI Deutschland Jüdischer Turn- und Sportverband

Otto-Fleck-Schneise 12
60528 Frankfurt am Main

Telefon 069 78059276
info@makkabi.de

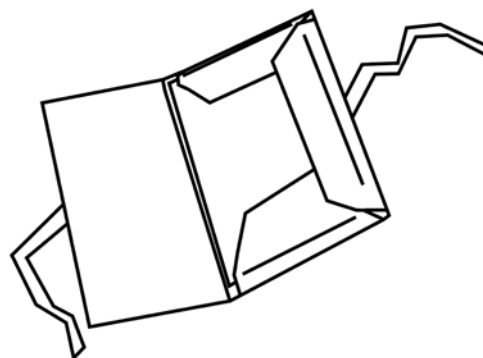
www.makkabi.de

Materialbox für Pädagogen

Das Sara Nussbaum Zentrum bietet Lehrkräften aus Hessen eine kompakte Materialsammlung zum Thema »Antisemitismus heute« an.

Antisemitismus ist auch an Schulen und Bildungseinrichtungen Thema, nicht zuletzt dann, wenn es zu problematischen Äußerungen von Schülern kommt. Das Sara Nussbaum Zentrum hat eine kompakte Materialsammlung für Lehrkräfte entwickelt, um diese bei der Einschätzung des Themas zu unterstützen. Die Mappe enthält Texte zu fünf Themenbereichen, darunter zu den Fragen, wie Antisemitismus heute auftritt und welche Methoden empfehlenswert sind. Die Box kann kostenfrei bestellt werden (siehe Info rechts).

»Wir haben von vielen Lehrkräften gehört, dass Judenhass als Thema unausweichlich ist, es aber große Unsicherheiten bei der Behandlung im schulischen Kontext gibt«, sagt die Leiterin des Sara Nussbaum Zentrums, Elena Padva. »Da setzen wir mit unserem neuen Angebot an.« Konkrete Vorfälle sollten an die Informationsstelle Antisemitismus Kassel (ISAK) gemeldet werden (isak@sara-nussbaum-zentrum.de, Telefon 0561-93728281). *ms*



Materialbox kostenfrei bestellen

Beschäftigte im Lehrbereich können die Materialbox »Antisemitismus heute« kostenlos beim Sara Nussbaum Zentrum Kassel bestellen. Bitte geben Sie bei der Bestellung an, für welche Einrichtung Sie tätig sind.

Telefon 0561 93728281
assistentz@sara-nussbaum-zentrum.de

Ich bin kein Antisemit, aber...

Der Comedian **Oliver Polak** berichtet in seinem aktuellen Buch »Gegen Judenhass« über alltäglichen Antisemitismus. Wir drucken ausgewählte Passagen aus dem Werk ab.

Der jüdische Comedian Oliver Polak stellt in seinem aktuellen Buch fest: »Judenhass ist wieder salonfähig«. Der kleine, orangefarbene Band thematisiert die ganze Bandbreite aktueller Ausformungen von Antisemitismus. Einschlägige Äußerungen von AfD-Politikern werden ebenso aufgespießt wie zweifelhafte, vermeintlich »israelkritische« Karikaturen in angesehenen Tageszeitungen und die brachiale, von antisemitischen Stereotypen durchsetzte Lyrik von bestimmten Deutschrappern. Denn, so Polak: »Die kleinen Brüche des Zivilisierten: Sie finden überall statt, auch bei Menschen, bei denen man es nicht erwartet – sie selbst am allerwenigsten«. Wir drucken mit freundlicher Genehmigung des Verlags einen Auszug aus dem Buch »Gegen Judenhass«.

Januar 2018. Am Abend findet ein Live-Gespräch im Maxim-Gorki-Theater statt, der Herausgeber einer Wochenzeitung und Kolumnist eines Nachrichtenmagazins wird dort mit einem Rabbiner sprechen. Ich gehe mit einem Freund hin und setze mich in die erste Reihe. Während des Gesprächs thematisiert der Herausgeber die Springer-Presse, die immer wieder auf ihn einschlägt, macht Anspielungen, die sein persönliches Verhältnis zu Israel thematisieren, und stilisiert sich als missverstandenes Opfer. Am Ende



127 Seiten, 8 Euro

der Diskussion darf man Fragen stellen. Ich stelle mich mit Namen vor und frage ihn – da er sich ja sehr oft mit dem Thema Juden und Israel auseinandersetzt –, ob er schon mal dort gewesen sei. Stille. Er räuspert sich und entgegnet, dass er noch nicht da war. Auch andere Gäste im Publikum stellen Fragen, auch sie sind weniger an seinen Gast, sondern mehr an den Gastgeber und seinen Israelknacks adressiert. Am Ende der Fragerunde und seiner Abmoderation steuert er direkt auf mich zu, setzt sich an den Bühnenrand zu mir und begrüßt mich fast schon rechtfertigend: »Wir haben ja mal ein Porträt über Sie gemacht, Herr Polak.« Ich nicke und sage »Hallo«. Unser Austausch geht dort am Bühnenrand weiter. Links neben mir seine Begleitung, rechts mein Freund und eine Traube von zehn bis zwanzig Leuten, die unser Gespräch verfolgen. Der Herausgeber fragt mich: »Herr Polak, wenn Sie mein PR-Berater wären, was würden Sie mir raten?« Ich erkläre ihm, dass Haltung und Moral keine PR-Frage sind. Empfehle ihm, nach Israel zu fahren, wie ich es im letzten Jahr auch gemacht habe. Ein, zwei Wochen mit den Menschen dort zu reden. Auch in Palästina, im Kibbuz am Gazastreifen, in Jerusalem. Sich ein Bild zu machen. Und wenn er dann zurückkäme, sage ich ihm weiter, würde ich mir wünschen, dass er all seine Kolumnen der letzten Jahre über Israel nochmal am Stück lesen und mal schauen sollte, was das mit ihm macht.

*Als ich 2015 für die arte-Sendung **Durch die Nacht mit...** einen Deutschraper in Frankfurt treffe – einen gebürtigen Offenbacher, Sohn eines zazaich-kurdischen Vaters und einer türkischen Mutter –, fragt er mich unterwegs im Auto vor laufender Kamera, ob meine Eltern reich seien, was ich mit »Ne« beantworte und ihn frage, warum er das fragt. Er lacht und entgegnet, »Weil Juden meistens reich sind«. Auf die Frage, wer das behauptet, antwortet er »Viele« und dass Juden gute Geschäftsleute sind, dass man ihnen das lassen muss. Ich erkläre ihm, dass Juden damals bestimmte Berufe nicht ausüben durften, und betone nochmals, dass das ein Schwachsinnsgedanke ist, dass alle Juden reich sind. Der Rapper unterbricht mich und ergänzt: »Amerikanische Juden.« Ich sage ihm, dass das ein antisemitisches Klischee ist. Und dass ich demnach ja auch reich sein müsste, warum ich also dann mit ihm in dieser Karre rumjuckeln sollte, wenn ich stattdessen auf Hawaii sein könnte.*

*Man könnte solche Vorurteile und Klischees überhören, als mehr oder weniger lässige Provokation eines Gangster-Rappers. Zumal dieser sich in darauffolgenden Interviews einsichtig gezeigt, mit seiner Offenbacher Herkunft argumentiert und zugegeben hat, dass bei ihm immer noch Spuren einer jugendlichen türkisch-arabischen Abneigung gegen reiche Juden vorhanden seien. Er aber heute wisse, dass so eine Äußerung wie die über die reichen Juden antisemitisch sei. Allerdings wurde seine Einsicht hinfällig, als er kurze Zeit später ebensolche jüdischen Stereotypen und Rothschild-Finanzherrschaft-Verschwörungstheorien auf die Platte *Unzensiert* pressen ließ. Und so dazu beitrug, dass Jugendliche in Deutschland mit denselben dummen Feindbildern aufwachsen wie einst er selber. Ich hatte und habe bei Typen wie dem Offenbacher oder dem anderen deutsch-tunesischen Rapper (der mit dem Profilbild auf Twitter, das eine Palästina-Karte zeigte, die den Nahen Osten ohne Israel präsentierte) keine Lust auf Diskussionen, welche Textzeile wie gemeint ist und ab wann man von Antisemitismus sprechen kann. Fest steht: Deutschraper verdienen mit diesen Hassfantasien sehr bewusst viel Geld. Und sie werden dabei*

zu schlimmeren Kapitalisten als das schlimmste Schreckensbild, das von Israelis und Juden existiert.

Das heutige Bild des geschäftstüchtigen Juden, der mit seiner Einhorn-USP schlau den Markt im Auge behält und zu Hause seine Kohle bunkert, dieses Bild vom reichen Banker- und Börsen-Juden ist aber nicht typisch arabisch; es steckt in vielen Köpfen fest und wird immer wieder wirksam beschworen. Der Jude, der die Geschicke der Welt lenkt und heimlich die großen Entscheidungen für die gesamte Menschheit trifft: Bei diesem Klischee treffen sich nicht nur alteuropäischer und arabischer Antisemitismus, es mischen sich auch zwei Formen der Verachtung zu einem besonders gruseligen Cocktail; die Verachtung durch den Kulturrassismus und die Verachtung gegenüber »denen da oben«. So ist der Jude also

nicht nur abzulehnen, weil er ausländisch, anders, fremd ist, zu der Verachtung einer Minderheit gesellen sich auch Verbitterung, vielleicht Neid und das Gefühl, ungerecht behandelt worden zu sein, was die Verachtung plötzlich salonfähig macht. Rassist will keiner sein, aber gegen Ungerechtigkeit in der Welt ist jeder.

Die ganze Sache mit den reichen Juden ist riesen-großer Bullshit, eine Verschwörungstheorie zwischen mittelalterlichem Aberglauben und überprojizierten Hinterzimmerfantasien. (Ich muss es wissen. Ich trat bei den »Wühlmäusen« auf, nur um irgendwie meine Krankenkasse bezahlen zu können.) Die Klischees der gierigen oder sonst wie unanständigen Juden sind so platt wie Ostfriesenwitze. Sie sind jedoch weniger lustig, weil den Ostfriesen aufgrund der schlechten Witze über sie keine Gewalt angetan wird.

COPYRIGHT: SUHRKAMP VERLAG 2018

Wir verlosen in Zusammenarbeit mit dem Freien Radio Kassel 3 Exemplare des Buches »Gegen Judenhass«. Zur Teilnahme senden Sie bitte eine E-Mail mit dem Betreff »Verlosung Oliver Polak« an info@sara-nussbaum-zentrum.de. Viel Glück!

Rassismus + Antisemitismus: Nicht das Gleiche!

Es macht Sinn, genau hinzusehen, sagt der Historiker Gunnar Meyer vom Berliner Verein BildungsBausteine.

Unterscheiden sich Rassismus und Antisemitismus? Viele Menschen sagen, das sind doch beides Formen von Diskriminierung oder von Menschenfeindlichkeit.

Da gibt es schon Unterschiede. Das würde ich gerne an einem Beispiel veranschaulichen, nämlich der Entstehung von Nationen: Mit Rassismus kann ich durch die Abwertung der »Anderen« meine eigene nationale Identität als die bessere, überlegene konstruieren und damit beispielsweise Kriege gegen andere Nationen rechtfertigen. Beim Antisemitismus dagegen wird kein äußerer, sondern ein innerer Feind konstruiert, eine Bedrohung der Nation an sich. Der Sozialwissenschaftler Klaus Holz spricht hier passenderweise von einer »Figur des Dritten«, zu der die als heimat- und nationenlos beschriebenen Juden erklärt werden. Sie repräsentieren in dieser Sichtweise weder die eigene Nation noch eine andere, sondern sind quasi die »Anti-Nation«. Ein anderer Unterschied ist, dass mithilfe von Rassismus Menschen abgewertet werden, um Ausbeutungsverhältnisse und Diskriminierung zu legitimieren. Im Gegensatz dazu erklärt Antisemitismus alle Juden zu Teilern einer weltweiten Verschwörungselite, was natürlich eine wahnsinnige Vorstellung ist.

Was hat jemand davon, wenn er antisemitische Überzeugungen hegt?

Dadurch kann ich meine eigene Macht verschleiern und mich selbst als ohnmächtiges Opfer präsentieren. Die Aggression gegen die, die für alles Böse stehen, egal ob Kriege, Wirtschaftskrisen oder Naturkatastrophen, ist entsprechend groß. Wenn man diese Aggressionen ausleben kann, wirkt das erleichternd. Das ist aber keineswegs

harmlos, denn es kann, wie der Nationalsozialismus gezeigt hat, in der Konsequenz bis zur Vernichtung von ganzen Menschengruppen als »Lösungsstrategie« für diese Probleme gehen.

Es passiert immer wieder, dass Kampagnen oder Aufrufe sich gegen Rassismus wenden und Antisemitismus als Problem nicht erwähnen. Wenn man das anspricht, kommt manchmal die Antwort, Antisemitismus sei ja eine Form von Rassismus. Wie siehst du das?

In manchen Fällen kann ich verstehen, wenn Menschen einen kurzen und eindeutigen Oberbegriff wie »Rassismus« wählen, um mit einem knappen Slogan eine eindeutige Außenwirkung zu erzielen. Es kommt aber auch vor, dass bei antirassistischen Aktivitäten Antisemitismus zwar benannt, dann aber gar nicht weiter thematisiert und behandelt wird. Die Erfahrungen und Perspektiven von Jüdinnen werden in diesen Fällen nicht wirklich mitgedacht. Das finde ich viel gravierender als die Frage, ob Antisemitismus eine Unterform von Rassismus ist oder nicht.



DANIEL BERKMANN / STOCK.ADOBE.COM

Für dich wäre es also okay, wenn Antisemitismus nicht als eigener Phänomenbereich wahrgenommen wird?

Nein, das ist genau dann nicht okay, wenn die Unterschiede unter den Tisch fallen gelassen werden, weil wir damit unsere Fähigkeit der Analyse und damit auch gezielte Handlungsoptionen verlieren. Dieses Problem der Verwässerung gilt übrigens nicht nur für Antisemitismus. Antimuslimischer Rassismus, Antiziganismus oder Antischwarzer Rassismus weisen teilweise ganz unterschiedliche Funktionsweisen auf, werden aber oft als »Rassismus« vereinheitlicht. Auch da hilft genaues Hinsehen.

Sind Rassismus und Antisemitismus »gleich schlimm«?

Ja, natürlich – sie sind zum Beispiel insofern gleich schlimm, als dass die deutschen Geschichte den Beweis erbracht haben, dass beide tödlich sein können – und bis heute sind. Da verbietet sich jegliche Hierarchisierung.

Wie kann man eine Sprache finden, die nicht entweder stark verkürzt – also beispielsweise nur von Rassismus spricht – oder aber immer eine ganze Reihe von Diskriminierungsformen aufzählt, was auf Dauer ermüdend wirken kann?

Es gibt für Oberbegriffe ja schon Vorschläge wie »Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit« oder »Unwertigkeitsideologien«, die ich für mehr oder weniger hilfreich halte – und die im nicht-wissenschaftlichen Diskurs oder auch in der Öffentlichkeitsarbeit nicht besonders sexy sind. Wichtiger als die Frage nach Begriffen finde ich aber, dass wir versuchen, möglichst alle Diskriminierungsformen und ihre möglichen Verschränkungen untereinander mitzudenken. Von daher würde ich im Zweifelsfall dafür plädieren, möglichst konkret etwa antimuslimischen Rassismus zu benennen, im Weiteren auf Antisemitismus und am Ende auf Antiziganismus einzugehen und dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede herauszuarbeiten. Das ist genau das, was unser Verein BildungsBausteine in seinem aktuellen Bundesmodellprojekt »Verknüpfungen« für die politische Bildung versucht.

Kann es sein, dass nicht alle, die sich vehement gegen Rassismus wenden, auch innerlich beteiligt

sind, wenn es gegen Antisemitismus geht? Und kann es sein, dass das auch umgekehrt gilt? Dass es manchmal an Empathie mangelt?

Du meinst also, ob auch von Rassismus betroffene Menschen antisemitisch und ob Jüdinnen rassistisch sein können? Genauso ist es leider. Antisemitismus und Rassismus prägen unsere Gesellschaft, also genauso People of Color und Jüdinnen als Teile dieser Gesellschaft. Und damit schließt sich der Bogen zur vorangegangenen Frage – wenn ich Antisemitismus nur als eine Form von Rassismus sehe, dann muss ich ja gar nicht darüber reden oder kann selbst gar nicht antisemitisch sein. So eine Argumentation – und ein solcher Mangel an Empathie – findet sich zum Beispiel bei Aktivistinnen der antiisraelischen Kampagne »Boycott, Desinvestitionen und Sanktionen« (BDS), die sich selbst als antirassistisch sieht. Auf der anderen Seite haben wir die AfD, die sich dann gegen Antisemitismus wendet, wenn sie damit Muslimas ausgrenzen kann. Aber sobald jemand wie Alexander Gauland die nationalsozialistische Zeit als »Vogelschiss in der deutschen Geschichte« relativiert oder, wie zuletzt, in antisemitischer Manier von einer »globalistischen Elite« spricht und dabei eine Hitler-Rede paraphrasiert, wird sich verbeten, das als antisemitisch zu werten. Gegen solche Instrumentalisierungen können wir nur vorgehen, wenn wir die verschiedenen Diskriminierungsformen und Weltanschauungen in ihren Unterschieden und Gemeinsamkeiten verstehen. *ms*

Verein BildungsBausteine

Der Verein BildungsBausteine bietet Workshops, Projekttag, Seminare und Fortbildungen für Jugendliche und Erwachsene zu Antisemitismus, Rassismus und anderen Ideologien der Ungleichwertigkeit an. Er entwickelt innovative Methoden, Konzepte und Materialien für die antisemitismus- und rassistismuskritische Bildungsarbeit.

Tempelherrenstraße 19
10961 Berlin

Telefon 030 55285505
info@bildungsbausteine.org



FOTO: MARTIN SEHMISCH

Antisemitische Vorfälle melden!

Die Informationsstelle Antisemitismus Kassel dokumentiert antisemitische Vorfälle und unterstützt Betroffene.

Die Informationsstelle Antisemitismus Kassel (ISAK) dokumentiert antisemitische Vorfälle, Übergriffe und Straftaten in Nordhessen. Betroffene und Zeugen können sich per E-Mail oder Telefon in deutscher, englischer und russischer Sprache an die Mitarbeiter wenden und ihre Erlebnisse schildern. Sie erhalten von ISAK eine Erstberatung zum Umgang mit dem Erlebten.

Weil antisemitische Vorfälle häufig nicht angezeigt werden, trägt die Veröffentlichung gemeldeter und verifizierter Ereignisse zudem dazu bei, das Dunkelfeld zumindest teilweise zu erhellen und die Gesellschaft zu sensibilisieren. ISAK wird vom Sara Nussbaum Zentrum Kassel betrieben und seit der Gründung im Januar 2016 von der Amadeu Antonio Stiftung unterstützt. Die Jüdi-

sche Gemeinde Kassel und die Jüdische Liberale Gemeinde Region Kassel sind als Kooperationspartner an dem Projekt beteiligt. ISAK arbeitet darüber hinaus mit der Berliner Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus (RIAS) zusammen. *ms*

Informationsstelle Antisemitismus Kassel (ISAK)

Ludwig-Mond-Straße 127
34121 Kassel

Telefon 0561 93728281
isak@sara-nussbaum-zentrum.de

www.facebook.com/informationsstelleantisemitismus



»Grenzen« / Florian Biermeier, 2018



FOTO: MARTIN SEHMISCH

Christopher Vogel vom Mobilen Beratungsteam gegen Rechtsextremismus (MBT Hessen) berät demokratische Akteure.

»Hate Speech« formt das Klima

Das politische Klima hat sich verändert, sagt Christopher Vogel vom Mobilen Beratungsteam gegen Rechtsextremismus (MBT Hessen) im Interview mit *haskala*.

In der jüngsten Zeit hat sich das politische Klima zugespitzt. Es scheint nicht mehr selbstverständlich zu sein, dass man andere Meinungen respektiert und schätzt. Was ist passiert?

Ein Faktor ist, dass Menschen im Internet unge­stört ihre Meinung fortlaufend bestätigen lassen können, ohne dass ihnen die Realität oder andere,

konträre Meinungen dazwischen kommen. Da ist dank neuer Technologie die demokratische Streitkultur aus der Mode gekommen – egal ob online oder im »real life«. Dabei spielt natürlich eine große Rolle, wenn populistische Parteien von einer »Lügenpresse« sprechen und nicht mehr klar ist, welche Informationen wahr und welche unwahr

sind. Das wirkt sich dann bis zum Stammtisch, zum Pausenraum und auch zur Familienfeier aus.

Für wen ist der Alltag dadurch unangenehmer und stressiger geworden?

Für alle, die sich für Geflüchtete einsetzen, gegen Rechtsextremismus und für eine offene Gesellschaft. Wir bemerken bei unserer Arbeit, dass wir deutlich mehr Anfragen zum Umgang mit Hate Speech und Stammtischparolen erhalten. Es gibt einen großen Bedarf, verstärkt seit etwa einem Jahr, dass Menschen sich fit machen wollen für Diskussionen im pädagogischen Bereich, am Arbeitsplatz, aber auch im privaten Rahmen. Kurz gesagt, wo immer Menschen zusammen kommen, sind Diskussionen schwieriger geworden.

Drückt sich das auch in Angriffen aus?

Ja, wir verzeichnen auch einen Anstieg von Bedrohungen und Beschimpfungen von Engagierten in der Geflüchtetenarbeit, aber auch von Politikerinnen und Politikern. Da drückt sich die oft behauptete Zunahme einer gesellschaftlichen Spaltung dann ganz konkret aus.

Wann ist eine Äußerung aus deiner Sicht Hate Speech (Hassrede) und wann ein legitimer Beitrag?

Das ist abhängig vom Einzelfall. Generell würde ich von Hate Speech sprechen, wenn es nicht mehr darum geht, Kritik an gesellschaftlichen Zuständen oder auch Entscheidungen von Politikerinnen und Politikern zu treffen, sondern darum, einzelne Menschen oder ganze Gruppen abzuwerten. Damit meine ich die klassischen Mechanismen von Rassismus und Antisemitismus: Menschen qua Herkunft, Hautfarbe, Religion, sexueller Orientierung oder sozialem Status mit Eigenschaften zu belegen, sie einer Gruppe zuzuordnen und dann pauschal abzuwerten. Oder ihnen, wie beim Antisemitismus, geheime Pläne für eine imaginierte Weltherrschaft anzudichten.

Kritik an der Asylpolitik muss aber im demokratischen Rahmen möglich sein, oder?

Man kann sich hervorragend darüber streiten, ob die Flüchtlingspolitik der Bundesregierung gut,

schlecht, fehlerhaft oder katastrophal ist. Aber wer Geflüchtete pauschal als »Invasoren« bezeichnet oder politischen Entscheidungsträgern einen Plan für einen geheimen »Bevölkerungsaustausch« unterstellt, der betreibt nach meiner Einschätzung eine Form von Hassrede.

Braucht unsere Gesellschaft wieder stärker eine positive Sichtweise auf Demokratie?

Demokratie und Grundgesetz sind hierzulande schon sehr positiv besetzt. Mehr als 70 Prozent der Deutschen sind stolz oder sehr stolz auf das demokratische System. In der Krise ist eher die repräsentative Demokratie, besonders die beiden ehemals großen Volksparteien – das hat man ja bei den jüngsten Wahlen gesehen. Was gerade passiert, ist, dass die Mehrheit spürt, dass Demokratie kein Selbstläufer ist. Und ich sage bewusst Mehrheit, denn die Mehrheit träumt nicht von einer Rückkehr in die 1950er-Jahre, wo Männer noch das Sagen hatten und Frauen zuhause bei den Kindern bleiben sollten, Homosexualität strafbar war und in Schulen noch Kinder geprügelt wurden. Das ist alles vorbei, da geht es auch nicht mehr zurück.

.....

»Die Mehrheit möchte in einer demokratischen, vielfältigen und offenen Gesellschaft leben!«

CHRISTOPHER VOGEL, MBT HESSEN

Es gibt also positive Bezugspunkte?

Ich denke schon. Allein wie viele Menschen in den vergangenen Monaten in Kassel und deutschlandweit für Seenotrettung im Mittelmeer, gegen die Verschärfung von Polizeigesetzen in Bayern oder zuletzt unter dem Motto »unteilbar« auf der Straße waren: Das zeigt, dass die Mehrheit der Menschen in einer demokratischen, vielfältigen und offenen Gesellschaft leben wollen! ^{mbt}

.....

Mobiles Beratungsteam gegen Rechtsextremismus (MBT Hessen)

Richard-Roosen-Straße 11
34123 Kassel

Telefon 0561 8616766
info@mbt-hessen.org

www.mbt-hessen.org



FOTO: MAXIM KROUKOV

»Kontingentflüchtling war gestern« – so lautet der Titel der aktuellen Wechselausstellung im Sara Nussbaum Zentrum Kassel. Sie zeigt Menschen, die im Rahmen der jüdischen Zuwanderung nach dem Ende der Sowjetunion nach Deutschland kamen, also ehemalige »Kontingentflüchtlinge«. Im Januar 2019 erscheint die Dokumentation der Ausstellung »Kontingentflüchtling war gestern«. Sie kann beim Sara Nussbaum Zentrum bestellt werden (assistenz@sara-nussbaum-zentrum.de).

Unser Foto zeigt **Dr. Sergey Lagodinsky**. Der Rechtsanwalt und Politiker kam 1993 mit seinen Eltern Rita und Viatcheslav Lagodinsky nach Deutschland und Kassel. Mittlerweile arbeitet er als Referatsleiter in der Heinrich-Böll-Stiftung in Berlin. Der ehemalige »Kontingentflüchtling« Sergey Lagodinsky ist leidenschaftlicher Anhänger von Vielfalt, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Sein Engagement mündet im Jahr 2019 in eine Kandidatur für das Europaparlament. *ms*

Aktuelle Projekte aus dem Beratungsnetzwerk Hessen:



Selam & Shalom ist ein interkultureller Musikworkshop des Sara Nussbaum Zentrums Kassel. Er richtet sich an Kinder- und Jugendgruppen aller Schulformen und Altersstufen. Das Ziel des Workshops ist die Bewusstmachung von Gemeinsamkeiten über religiöse und weltanschauliche Prägungen und Zugehörigkeiten hinweg. Begleitet von Instrumenten werden gemeinsam Lieder auf Türkisch, Hebräisch, Jiddisch und Deutsch gesungen.

www.sara-nussbaum-zentrum.de
info@sara-nussbaum-zentrum.de



Die Kopiloten entwickeln und praktizieren Lern- und Lehrarrangements im schulischen und außerschulischen Kontext, welche die Auseinandersetzung mit dem Politischen fördern. Dabei arbeitet der Verein mit einem weiten Politikverständnis, das Politik als ein gesellschaftliches Phänomen begreift. Neben dem verfassten politischen System wird das Politische in anderen Kontexten mit direktem Lebensweltbezug aufgespürt.

www.diekopiloten.de
info@diekopiloten.de



**Rassistische
GEWALT**
ist kein Problem Einzelner
#istalltag
response-hessen.de

Response ist die erste hessenweite Beratungsstelle für Betroffene rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt. Betroffene finden bei uns in Kassel und Frankfurt oder mobil in ganz Hessen einen geschützten und parteilichen Raum, um über das Erlebte und seine Folgen zu sprechen. Gemeinsam werden Ressourcen gestärkt und Handlungsoptionen entwickelt. Response ist ein Angebot der Bildungsstätte Anne Frank.

www.response-hessen.de
kontakt@response-hessen.de

response.